

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Schulzeitung. 1860-1933 1895

(17.8.1895) Beilage zu Nr. 33 der "Badischen Schulzeitung"

Beilage zu Nr. 33 der „Badischen Schulzeitung.“

Samstag, den 17. August 1895.

Von Badens Dialekten und Dialektgedichten.

„In jeder Volksmundart spricht sich ein inneres Leben aus, welches in seinen Abstraktionen eine besondere Nationalcharakteristik darbietet.“
Göthe.

(Schluß.)

Über Hebel und seine alemannischen Lieder, welche Jakobi, Göthe und besonders Jean Paul so freudig begrüßen, besteht eine ganze Litteratur, um welche sich im Laufe der Zeit besonders Junker, Wendt, Längin, Sonntag u. a. verdient gemacht haben.

Wie Hebel selbst durch Böß, Usterie und andere Dialekt-dichter zum Schaffen angeregt wurde, die er indes zumteil und namentlich auf dem Gebiete des Volkstümlichen weit übertrifft, so bildeten sich aus der Reihe seiner Verehrer bald eifrige Nachahmer, und so ging Hebels Wunsch in Erfüllung, mit seinen Liedern „ähnlich gestimmte Harfen zu wecken.“ Alle hielten sich gewissenhaft an das Vorbild ihres Meisters; es bildete für sie das Element, aus dem ihre Seele Atem schöpfte. Sie, die teils Hebels schöne Heimat teilten, teils dieselbe als Wirkungsstätte hatten, schufen eine Reihe alemannischer Lieder, in welchen in naturgetreuer Weise Selbstgefühltes sich wieder giebt. Ihre Zahl vergrößert sich immer mehr, und so ist es hier nicht möglich, aller zu gedenken. Von den rechtsrheinischen alemannischen Dichtern sind es besonders Dorn, Schneider, Kehlund, Albrecht, Sonntag und Längin, welche in würdigem Wett-eifer in die Fußstapfen Hebels traten und mitunter ihm nicht nachstehen. Ferner hat der in den dreißiger Jahren in Schoppsheim lebende Lehrer Keizel Gelegenheitsgedichte in alemannischer Mundart veröffentlicht. Aus den Gedichten erkennt man das Bestreben des Dichters, den Dialekt rein, die Poesie ungeziert und überall durchweht von einer wohl-thuenden Gemütlichkeit darzustellen. Aus dem obern Wiesenthale, aus dem alten Bergstädtlein Todtnau, dem Hauptstübe der Schwarzwälder Bürstenbinderei hat Alois Schreiber eine Dialektprobe in seinem „Bürstenbinderlied“ hinterlassen.

Eines Volksstammes muß hier vor allen gedacht werden, der durch seine Sitten, Sprache und gar viele eigene Züge bemerkenswert ist: der Hauensteiner. Die Heimat dieses Völkchens ist der südliche Abhang des Schwarzwaldes, zwischen dem Rheinstrom und dem Feldberg, von Waldshut abwärts bis Säckingen, und die Grenzen des interessanten Ländchens sind im Westen die Wehr, im Osten die Schwarzach und die Schlucht, im Norden die Bar und im Süden der Rhein. Wildromantisch sind seine Täler, so das der Alb, Wehr und Murg, und mit malerisch schönen Stellen geschmückt. Hier sieht man das alte hauensteinische Bauernhaus, das einsam wie der Horst des Adlers aus der Vergangenheit in unsere Zeit hineinragt. Einfach und ernst bietet sich das Leben seines Bewohners, einfach und ernst sind seine Lieder, ja, es wohnt gewisse Behmut und Sehnsucht darin. Lustige und scherzhafte Gesänge, Jubellieder u. kennt man in diesem Winkel Alemanniens nicht. Aber die Sprache, welche dort zu finden, besitzt mehr als Einfachheit, sie ist vokal- und deshalb klangreich, wenn auch das rauhe „ch“ etwas vorherrscht. Sie klingt stark und voll und wird mit scharfem Ausdruck gesprochen, alles Bishelnde, alles Singende und Näselerde ist ihr fremd. Über den hauensteinischen Dialekt hat Joseph Bader geschrieben, und nebst Gesprächen, worin die Sprache und Anschauungsweise des merkwürdigen Stammes aufs Getreueste sich abspiegelt, einige Proben (Dialektgedichte) veröffentlicht, wie z. B. „Mi Blüamli“, u. a.

Nicht minder einfach und bescheiden wie das Leben des Hauensteiners gestaltet sich das des Baaremers. Der lang-regierende Winter bannt ihn an das „warme Stübli.“ Und hier, dem häuslichen Herde, entnimmt der Dichter auch seinen Stoff: Gedichte wie „'s Pflüli Tubal“, „die Wälderuhr“, „der Christbaum“ u. a. bezeugen dies. Es sind wohlgelungene Genrebilder, die in ihrer Einfachheit durchaus Gemütvolleres bergen. Schultzeiß ist einer der besten Baaremer Dialekt-dichter. Ferner besitzen wir in A. Maier's „Klänge aus der Sommerau“ mehrere Dialektproben, die uns farbenfrische Bilder aus dem Leben des Wälders bringen.

Es ist eingänglich erwähnt, wie sehr der alemannische Dialekt an der Ostgrenze des südlichen und auch des nördlichen Schwarzwaldes vom Schwäbischen beeinflusst wird. Diese Mischung kehrt mitunter ganz und voll das schwäbische Element hervor. Am See haben wir zumteil reineres alemannisch, das nicht viel Unterschied mit dem vorarlbergischen alemannischen Dialekte zeigt. Im Gebiete der Schiltach jedoch treffen wir mehr das Schwäbische. Beleg hiefür ist uns das Gedicht von Eith: „Der Bihl-Maddeißle un sei Bua.“ Und so zieht an der ganzen Ostseite bis zum wirklichen Fränkischen das Schwäbische entlang: Durlach, Karlsruhe u. a. Städte sprachen einst einen mehr oder weniger vollkommen schwäbischen Dialekt.*

Ehe wir uns zum Gebiete des nördlichen Schwarzwaldes wenden, wollen wir im Breisgau kurz verweilen. Die Perle des Breisgaus selbst, Freiburg, war im vorigen Jahrhundert schon die Heimat alemannischer Dialektgedichten. Dort war es J. G. Jakobi, weiland Lehrer der Ästhetik, welcher im Jahre 1802 in seiner „Fris“, einem Taschenwörterbuch, eine Reihe alemannischer Gedichte veröffentlichte. Hebel opferte dazu manch redliches Schärfelein, und das Unternehmen fand stets warme Verehrer.

Dann gab kurz darauf Jg. And. Felner seine „Neue alemannischen Gedichte“ heraus, auf welche aber Hebel nicht besonders zu sprechen war; so sagt er: „Meine stille Absicht war es mit, durch die neuen Töne hie und da eine Harfe zu wecken, aber die Felnerische meinte ich nicht.“ Es brachte zu eben dieser Zeit das Freiburger Wochenblatt eine Anzahl alemannischer Gedichte von A. Schreiber, Keizel, von dem Elsäßer Stöber u. a. m. Der Dialekt des nördlichen Breisgauer zeigt eine Verschiedenheit mit dem des andern Teils, der schon in der Mark („Morich“) bemerkbar ist. Hier wird das a ein o, das e ein a und das au zu einem ai. Der Wiesenthäler sagt „Hus und Hüßli“, der Schweizer „Husli“, der Breisgauer „Hüs“ und der nördliche Kaiserstühler „Hois“. Dieser Dialekt erstreckt sich über Endingen, Riegel, Herbolzheim und Kenzingen, und ist schon hinsichtlich seiner unschönen Vokalisation durchaus nicht angethan, der Poesie eine Stätte zu bieten.

Dagegen ist die Ortenau im Lahrer Dialekt vertreten. Im „Lohrer Ditsch“ veröffentlichte Steinmann das Epos: „Der Lohrer Prozeß“ und begründet seine Darstellung im Dialekte folgendermaßen: „Die immer mehr anerkannte Wichtigkeit der Mundarten für die deutsche Sprache, sowie die Wahrnehmung, daß unser altes, ächtes „Lohrer Ditsch“ verschiedenen Einflüssen immer mehr zu unterliegen droht, hat mich veranlaßt, die Erzählung in die Mundart zu kleiden, welche, verschieden von derjenigen selbst der wichtigsten Ortschaften, in Lahre nicht mehr gesprochen wird, wie sie vor

*) Der Grundzug des Dialektes in dieser Gegend ist heute noch das Schwäbische. D. L.

30 oder 40 Jahren gesprochen wurde.“ Der Dichter ist demnach von dem Werte der Urwürdigkeit des Dialektes überzeugt, und sein Streben, die Interessen des Dialektforschers zu fördern, ist gewiß dankbar anzuerkennen.

In seiner „Geschichte des Hanauerlandes“ hat uns J. Schauble eine Dialektprobe dieserseits in seinem „Schläffih“ gegeben. Die Darstellung des Dialektes darin entspricht im allgemeinen, doch variiert die Mundart im Westen und Norden des Hanauerlandes mit der im Osten. Die Orte des Hanauerlandes am Rheine hin haben viel, ja Rehl-Stadt z. B. das meiste vom elsäzisch-alemannischen Dialekt, und dieser macht sich hinauf bis Eitenheim geltend. Dies scheint auch ganz natürlich, wenn wir z. B. die geschichtliche Vergangenheit Rehls und sodann dessen Lage als Grenzstädtchen inbetracht ziehen.

Der rege Verkehr bedingt vor allem den Einfluß nachbarlicher Mundart. So birgt dortselbst die Mundart auch eine Menge französischer Ausdrücke und Ummodelungen, und dies macht sich überall da geltend, wo wir anstatt „gfi“, wie es der echte Alemanne spricht, ein „gfin“ „sin“ hören, wo dann auch ein „Schorsch“, „Schang“ (Jean) „Schosel“ zc. zum Ausdruck kommt. Überhaupt sind in unsern badischen Dialekten allen genug französische Wörter enthalten. Hebel selbst hat solche in seinen Gedichten wie: „Basseltang“, „justement“, „Fazenelli“, „turnier“, „tropiert“, „scharmant“, „Pläfir“, „Schangschirsch“, „Tabatiere“, „Paropli“, „Merite“, „subtil“, u. a. m.

Und nun zum nördlichen Schwarzwald. Allhier treffen wir auf den Höhen den tiefgrünen, dichten Wald, des Jägers Sehnsucht und des Forstmanns Lust; es läßt sich die ganze Poesie des Waldlebens empfinden. Und von den Höhen hinab in die gesegneten Täler mit ihrem lichtgrünen Laubwald, mit dem freundlichen Nebgelände und der schattigen Kastanie, hier eine Waldkapelle, dort die Trümmer einer Burg, die Ruine eines Klosters, Sagen, poetische Gestalten u. a., welch reicher Schatz für den Dichter!

Alois Schreiber (1763—1841) geb. in Koppeltwindel ist der Dialektdichter dieses Gebietes. Er wußte sich in das Gemütsleben des Thalbewohners hineinzuleben, und hat es auch in einer Reihe äußerst schöner Lieder darzustellen verstanden. So hat er den religiösen Sinn, das poetische Gefühl dieses Volkes in dem stimmungsvollen „Allerseelentag“ geschildert.

Damit wären wir an der alemannisch-fränkischen Grenze angelangt; einen Schritt hinüber und wir sind zunächst im Dialektbereich des Rheinschwäbischen, das besonders Eichrodt in seinen poetischen Schilderungen verwertet hat. Der hat uns auch in seinen Gedichten „Die Sprachforscher“ und „Guddebag“ die Heimat dieses Idioms, sowie gewisse Eigenarten darin zu erkennen gegeben. Eignet sich diese Mundart mehr zum Komischen, Burlesken, so sind die Gedichte derselben ganz angemessen, meist heiter und lebhaft. Aber auch manch sinniges, belehrendes Sprüchlein reiht sich an. Der Dichter hat den Dialekt zur Genüge ausgebeutet. Mit Recht; verliert sich doch dessen Urwürdigkeit zumal in den Städten. Das begründet sich leicht. So bestand die Bevölkerung Karlsruhes zur Zeit seiner Entstehung aus Leuten der nächsten Umgebung, jedoch auch aus fremdländischen Elementen, zumeist Württembergern. Damit war die einheimische und schwäbische Mundart vertreten, und letztere erhielt sich durch den Verkehr mit dem Osten, namentlich mit Durlach, wo früher entschieden schwäbisch gesprochen wurde. Erst seit den dreißiger Jahren haben sich in Karlsruhe mehr fränkische und alemannische, ja selbst norddeutsche Elemente eingebürgert.

Der alte Borholz aus Karlsruhe hat s. Zt. den alten und neuen Residenzler im Dialekte gezeichnet. Ein zweiter beliebter Volksdichter dieses Dialektes ist Fr. Gutsch, der eine Reihe von Dialektgedichten erscheinen ließ, wie „Von vorne

gilt“, „Die Eppinger Festsahrt“ u. a. Endlich hat Kärcher eine hübsche Idylle, „Die Drescher“ im Dialekte die Hardbörfer in der Umgegend Karlsruhes geschrieben, welche wohl als das einzige sich erweist, was wir hier als poetisches Erzeugnis haben, und deshalb um so schätzenswerter ist. Was alemannischerseits Hebel, ist Nadler für den Rheinfranken, den Pfälzer. Auch Nadler fand in seiner Heimat das fruchtbarste Gebiet seines Schaffens; auch er pflegte das Volk seiner Heimat in den Lebensäußerungen zu belauschen, so daß in seinem Geiste die schönsten Früchte heimischer Dichtung heranreifen konnten. Und es ist ihm entschieden geglückt, „einige Züge des lebensfrischen, oft ausgelassenen Treibens, des derben Witzes, der Neigung zu burlesken Neckereien dem Volke abzulauschen.“ Was Nadler schuf, sein „Fröhlich Palz, Gott erhalt's“ ward von dem humorvollen Völklein, seinen Pälzern, mit freudiger Begeisterung aufgenommen; es drang sein Ruf, ähnlich dem Hebels, über die Grenze Badens hinaus.

Nadler, der von sich die Überzeugung hatte, als Anwalt und einheimischer Pfälzer mit der heimatischen Mundart aufs intimste bekannt zu sein, gab in seinen Gedichten ein klares Spiegelbild seines unvergleichlichen, eigenen Humors. Indessen finden auch das Gemütvolle und die ernste Seite des Lebens volle Geltung, was die Gedichte „E Wittfraa“ und „Lebwohl mei Haamettland“ bezeugen. Der Dichter hat in seinen Werken die Verwirklichung seines Prinzips erreicht, wenn er spricht: „Ich bin der Meinung, daß wenn man sich einmal einer von der Schriftsprache abweichenden Mundart bedient, der Leser mit Fug und Recht erwarten darf, ein Charakterbild des betr. Volksstammes mit der Mühe des Verständnisses zu erkaufen, Charaktere, bei denen die Subjektivität des Dichters möglichst bescheiden im Hintergrunde bleiben muß.“

Als Vertreter der Prosa treffen wir Barack; der mit seinen „Rheinschnok“ und seinem „Pälzer Duwal“ sich bekannt und beliebt zu machen gewußt hat. Neben Nadler existiert eine Gedichtesammlung von Kobell. Sodann sind Gedichte von R. K. Lang und von Zeller wie „Der Pälzer in Kunstanz“, und „Wie mer in de Wald neintkreischt, so schallts aa widder raus“, hinreichend bekannt.

Es ist begreiflich, welchen herzlichen Willkomm all die heimatischen Gedichte und Erzählungen in der Pfalz fanden, und wie die Dichter im engsten wie im weitesten Kreise bekannt und verehrt wurden. Letzteres gewiß mit Recht. Haben sie doch in der heimatischen Sprache, ihrer Mundart, getreue Kopien des fränkischen Volksstammes in Baden geschaffen. In ihrem Singen und Sagen lebt des Volkes Geist und hallet es wieder und wieder: „Fröhlich Palz, Gott erhalt's!“

Was war's indessen hauptsächlich, also fragen wir zum Schlusse, das all' den erwähnten mundartlichen Dichtern zu ihrem Schaffen edeln Drang und freud'ge Lust verlieh? Es war die wahre, aufrichtige Liebe zu ihrer Heimat. Heimat, du köstlich Wort! Wie gerne weilet doch an deiner Trauten, lieben Stätte mit dem Menschenherzen auch der Genius der Poesie. Hier sucht er seine Lieblinge und senkt ihnen die zartesten Triebe ins Herze, auf daß sie preisen und verherrlichen die Heimat in all ihren Schönheiten. Blicken wir auf die Dichter unserer Heimat und folgen ihrem Beispiele in der Liebe zu derselben. So nähern wir uns dem von ihnen gepflegten Gebiete, der Mundart, lernen sie kennen, schätzen und hegen. Damit opfern wir unser Scherflein zur Erhaltung des Volkstums im engern und alsdann auch im weitern Vaterlande, damit zollen wir unsern Beistand zur Pflege unserer Muttersprache, von welcher Schenkendorf so schön singt:

„Mutter Sprache, Mutter laut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.“

O.

Sa.

In welchen Beziehungen stehen die Namen der Karlsruher Schulhäuser zur Schule? 1)

Als ich im vorigen Jahre hierher versetzt wurde, ließ ich die einzelnen der 10 Schulhäuser an mir im Geiste vorüberziehen und fand dabei, daß die Namen derselben in mannigfachen Beziehungen zu unserm Berufe stehen, auf welche ich hier etwas näher eingehen möchte. Ich beginne meine Ausführungen mit dem Schulhaus, in welchem ich zuerst Verwendung gefunden habe und das ich kurzweg — Garten-Schulhaus — nenne.

Wie oft wird doch unser Beruf mit dem eines Gärtners verglichen! Und in der That wüßte ich kein zutreffenderes Bild für unsere Arbeit. Der Gärtner streut den Samen in den wohlzubereiteten Boden; wir sind bestrebt, die Körner des Wissens in unsere Kinder zu legen. Dabei machen wir ähnliche Erfahrungen wie jener: nicht alle Samensörner gehen auf. Etlliche werden gar nicht aufgenommen: an Schwachbegabten und Unaufmerksamen bleibt oft nicht ein Körnlein hängen. Wie freut sich der Gärtner, wenn seine Pflänzlein wachsen, wie sehr der Lehrer, wenn er wahrnimmt, daß sein Wort auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Freilich können beide, der Gärtner sowohl als auch der Lehrer, sehr viel zum Wachstum ihrer Pflanzlinge beitragen. Der Gärtner sucht warmen, sonnigen Boden aus, gießt täglich, schädliche Einflüsse sucht er soviel als möglich abzuhalten; denn die Pflanzen können, wie Comenius sagt, stets Wärme, oft Regen, selten Donner und Blitz ertragen. Wenden wir das Bild des genannten Pädagogen auf unsere Schule an: stets unterrichtet der Lehrer mit Wärme, öfters geht er wohlgemeinte Ermahnungen, selten wende er harte Züchtigungen an; doch ist es nicht thöricht, letztere ganz aus der Schule zu verbannen; denn es giebt Unarten, für die eine Portion ungebrannter Holzasche die beste Heilung ist.

Seine Wildlinge sucht der Gärtner zu veredeln; jeder Lehrer ist gewiß auch bestrebt, seine Schüler nicht bloß mit Kenntnissen vollzupropfen, sondern ihnen auch gute Grundsätze einzupflanzen und so sittlich veredelnd auf sie einzuwirken.

Die größte Freude bereiten wohl dem Gärtner die Pflanzen, die, schon von ihm ausgegeben, plötzlich sprossen und grünen. Empfiehlt ein Lehrerherz größere Freude, als wenn er Schüler, an denen er bereits alles verloren glaubte, nun bessere Wege einschlagen sieht?

An Unkraut fehlt es in einem Garten nie, in der Schule auch nicht. Abgesehen davon, daß es in jeder Klasse räudige Schafe giebt, bringt fast jeder Schüler Unarten mit, gegen die angepflanzt werden muß. Der Lehrer ist darum auch ein Krieger und ein anderes unserer Schulhäuser steht deshalb nicht umsonst in der

Kriegstraße.

Gegen welche Feinde kämpft nun der Lehrer? Groß ist die Zahl derselben, und leider werden sie von den eigenen Schülern ins Feld geführt: Unaufmerksamkeit, Unbegabtheit, Ungehorsam, Leichtsin, Trägheit, Bosheit und Versäumnisse sind ihre Namen. Wer schon gegen sie ins Feld gezogen ist, weiß, von welcher Ausdauer diese Feinde sind, und es ist wohl keiner unter uns, der sich rühmen kann, alle besiegt zu haben. Die Art und Weise, wie gegen die genannten Feinde am besten anzukämpfen ist, erfordert eine kluge, sorgfältige Überlegung.

Auch in unverständigen Eltern erwachsen uns manchmal ganz gehässige Feinde, die sich nicht damit begnügen, in Gegenwart ihrer Kinder zu Hause über den Lehrer loszuziehen, sondern wie es bisweilen vorkommt, auch offensiv gegen ihn vorgehen. Sie scheuen sich nicht, ihn in seinem eigenen Lager erst mit einer Flut giftiger Jungengeschosse zu überschütten und dann thätlich anzugreifen. In solchem Fall ist es gut, wenn man sich durch einen längeren Militärdienst eine gewisse Schlagfertigkeit angeeignet hat und sich zu „decken“ weiß.

Das Kriegstraßenschulhaus hieß früher Lindenschule. Der Name erinnert mich an das Wort „gelind“ und legt uns die Mahnung ans Herz, mit unsern Schülern nicht immer auf dem Kriegsfuße zu leben, sondern auch Milde walten zu lassen; namentlich gilt das den Schwachbegabten gegenüber. Aber auch bei den verstockten Bösewichten muß man zeitweilig seine gute Seite durchblicken lassen; denn das immerwährende Donnern und Wetzern, das Schießen mit schwerem Geschütz macht das Übel nicht besser.

Aus dem vorhin Erörterten ist ersichtlich, daß wir keinen

1) Ein Nebenblatt auf das Grab unseres lieben Kollegen Weid, gestorben am 17. August 1893.

leichten Beruf haben und ein gut Stück Kreuz mit uns herumtragen; es ist darum gar nicht zu verwundern, daß ein weiteres unserer Schulhäuser in der

Kreuzstraße

steht.

Aber nicht allein der Lehrer, auch die Schüler glauben, ein Kreuz zu tragen, und ich erinnere mich noch gar wohl des Versehens, das ich als sechsjähriger Knabe mit meinen Kameraden in der Zeit vor unserm Eintritt in die Schule gesungen habe:

Heut sind wir übel dran,
Morgen geht's Schulkreuz an.

Und warum erschien uns denn die Schule als ein so großes Kreuz? Lange Zeit vorher hatten uns nämlich die Erwachsenen unserer Umgebung gedroht: „Wart Bürschle, dich wird der Lehrer hauen!“ Ist es denn da zu verwundern, wenn wir Kleinen uns in der allergrößten Angst zum ersten Gang nach dem Schulhause anschickten? Was lernen wir daraus?

Auf die Individualität der Kinder achten, schwächere und ängstliche Gemüter durch liebevolle Worte zu uns heranzuziehen suchen und es dahin bringen, daß die Schüler gerne zur Schule kommen; dann verwandelt sich das anfängliche Schulkreuz in Schul- und Lernfreude.

Sehr viele Kämpfer des letzten Krieges erhielten eine Auszeichnung in Form eines Kreuzes, den Kämpfern in der Schule wird solches selten zuteil, das Verdienstkreuz zierte nur wenige Lehrer. Allein den schönsten Schmuck und die beste Anerkennung trägt jeder treue Lehrer in sich selbst: das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung setzt ihn über manches Unangenehme hinweg.

Die Kreuzstraße führt bekanntlich zum Bahnhof und von hier hat man nicht mehr weit zum Schulhaus in der

Bahnhofstraße.

Wozu dient denn ein Bahnhof? Er will die Leute sammeln und sie mit Fahrkarten versehen; unsere Schule rüstet die Kinder mit guten Grundsätzen, nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, den Fahrkarten für das Leben aus. In einen Bahnhof laufen zu allen Tageszeiten Züge aus und ein. Gutbegabte und fleißige Schüler fahren gleichsam immer mit dem ersten Zuge, sie sind den andern stets voraus; mittelmäßige fahren später und die ganz schwachen sind froh, wenn sie mit dem letzten Zuge noch abkommen, wer diesen nicht mehr erreicht, bleibt eben „sitzen“.

Die Züge haben verschiedene Klassen, auch bei unsern Kindern kommen Abstufungen vor: es giebt Schüler I., II. und III. Klasse, unsere Notenskala unterscheidet sogar noch eine IV. und V. Klasse. Mancher Schüler könnte nach seiner Veranlagung unter den ersten sein; aber der Unfleiß oder mangelhaftes Betragen drücken ihn in eine niedrigere Klasse; viel erfreulicher ist das andere Bild, wenn sich nämlich ein weniger gut talentierter Schüler durch Eifer, Fleiß und Wohlverhalten emporarbeitet.

Bisweilen kommt es vor, daß Reisende mit einem Billet III. Klasse II. Klasse fahren dürfen. Wohl wissen sie, daß sie auf eine höhere Klasse keinen bleibenden Anspruch haben, aber vorübergehend fühlen sie sich ganz behaglich in den weichen Polstersitzen. Dies Bild auf die Schule angewendet lautet etwa so: Der Lehrer thut, besonders in Unterklassen, gut daran, schwächeren Schülern zeitweilig einen bessern Platz zu geben, natürlich nur im Schulzimmer, nicht im Zeugnis. Man beugt nämlich dadurch dem niederdrückenden Gefühl vor, welches diese armen Kinder bisweilen haben mögen: „Ach, du lieber Gott, ich bring's ja doch zu nichts.“ Ich wenigstens erinnere mich, damit einmal recht gute Erfolge erzielt zu haben. Ich hatte einen schwachen Schüler, wie das so üblich ist, in der vordersten Bank sitzen, welcher die Gewohnheit hatte, immer zurückzuschauen. Auf mein Befragen, warum er dies thue, antwortete er: „Ich denke immer, wenn ich's nur einmal dazu brächte, in der hintersten Bank zu sitzen.“ Nun, so setz dich hinter, erwiderte ich und erreichte dadurch, daß Fleiß und Wohlverhalten des Knaben sich wesentlich steigerten.

Unterschiedliche Behandlung der vorhin genannten Klassen kennt der Lehrer nicht, er läßt allen Schülern, ob begabt oder unbegabt, dieselbe freundliche Behandlung angedeihen, denn für nichts haben die Kinder eine schärfere Beobachtung als für Parteilichkeit. Hat nun aber ein Lehrer die Neigung, einzelnen seiner Schüler etwas näher zu treten, so thue er dies armen und verlassenen Kindern gegenüber, denn die haben für ein gutes Wort eine weit höhere Wertschätzung als andere, denen im Elternhause Liebe in Fülle und Fülle widerfährt. Vom Bahnhofschulhaus ist man bald im

Schützenstraßenschulhaus.

Verweilen wir einen Augenblick beim Schützen. Welches sind seine Eigenschaften? Ein scharfes Auge, mit dem er unverrückt das Ziel erpäht, dann eine feste, sichere Hand. Wenn er auch alle Regeln kennt, die beim Schießen zu beobachten sind, Schützenmeister wird er erst durch viele Übung. Einem Lehrer gehört nicht weniger

als dem Schützen ein scharfes Auge, mit dem er seine Schüler stramm aufs Korn nimmt, in welches aber auch seine Kinder gerne sehen. Auch er muß sich seines Zieles klar und fest bewußt sein und bedarf eines festen Willens zur Leitung so vieler Ufischen. Als fertiger Lehrer wird er nicht aus dem Seminar entlassen, sondern erst durch viele Übung ein Meister in seiner Schule.

Beim Schützen giebt es Fehlschüsse, bald sibt der Schuß zu hoch, bald zu kurz, bald zu weit rechts oder links. Als Anfänger im Unterrichten machen wir wohl darin die meisten Fehler, daß wir zu hoch halten, d. h. über die Köpfe der Kinder hinwegreden. Der Name des zuletzt genannten Schulhauses erinnert uns endlich an unsere ABC-Schützen, welche die Buchstaben zusammenschießen, und daß es dabei nicht ohne Fehlschüsse abgeht, wissen wir wohl alle. Wo bewährt sich denn des Schützen Kunst? Im Kriege, auf der Jagd. Da wir bei Erwähnung des Kriegerstrafeschulhauses schon tüchtig gekämpft haben, wollen wir unsern Schützen lieber in den Wald begleiten. Der Name erinnert uns an ein weiteres unserer Schulhäuser, das

Waldftraßeschulhaus.

Unserm Schützen wollen wir jetzt den Namen Jäger geben. In einem Punkte haben wir die Jäger von jeher gut gefallen, nämlich darin, daß sie treue Kameradschaft pflegen und üben; alle, die diesem Stande angehören, sind von einem lobenswerten Gemeinsinn besetzt. Werte Kollegen! In diesem Punkte könnten uns die Jäger als leuchtendes Vorbild dienen, denn der Körpergeist erfüllt noch nicht alle Mitglieder unseres Standes. Im Walde verirrt man leicht, und wie dankbar ist man demjenigen, der uns auf den rechten Weg leitet. Wie oft werden wir doch während des Unterrichts veranlaßt, Schüler, deren Gedanken sich verirrt haben, auf den rechten Weg zu leiten durch geeignete Fragen.

Auf dem kathol. Kirchenplatze steht neben der Kirche ein Schulhaus, aus jener Zeit stammend, wo Kirche und Schule innig verbunden waren; denn bekanntlich war ja lange Zeit die Schule nichts anderes als ein Anhängsel der Kirche. Mittlerweile aber ist die Schule etwas selbständiger geworden. Recht gerne wollen wir neben und mit der Kirche arbeiten an der Hebung unseres Volkes, nie aber die Zeit herbeisehnen, in welcher wir unter der Kirche standen. Segen wir von dem eben genannten Schulhause unsern Weg nach Osten fort, so gelangen wir zum Schulhaus in der

Markgrafenstraße.

Dasselbe liegt dem städtischen Spital gegenüber und hat mit diesem manche Ähnlichkeit. Auch wir haben die Aufgabe, unsere Pflinglinge von mancherlei Gebrechen zu heilen. Wir verordnen, wie jenes, allerlei Arzneien und Pflverchen, manchmal recht bittere, schreiten auch bisweilen zu Operationen. — Doch wollen wir uns eines dabei merken: Verderben wir unsern Schülern nicht den Magen, will sagen die Vernunft durch allzu häufiges Anwenden von Arzneien und vergessen wir nie, „daß bei der Rute auch der Apfel sein soll.“ Als eine besonders segenspendende Pflegerin erweist sich auch der in diesem Schulhaus untergebrachte Knabenhort. Das Kapital, welches eine Stadt für einen solch edlen Zweck anlegt, trägt gewiß reiche Zinsen. Das zweitjüngste Schulhaus hiesiger Stadt ist das

Leopoldschulhaus.

Es trägt seinen Namen dem leutseligen Großherzog zu Ehren, dessen Reliefbild den Brunnen vor dem Schulhause ziert, und erinnert uns daran, in der Schule die Liebe zu Fürst und Vaterland zu pflegen. Dabei können wir die Männer, deren Büsten die Nordseite des Schulhauses schmücken, unsern Kindern als leuchtende Vorbilder vor Augen stellen. Hat es je einen edleren Patrioten als Ernst Moritz Arndt gegeben? Hing je ein Mann inniger an seinem Heimatland als der alemannische Sänger Joh. Peter Hebel?

Als ich nach beinahe sechsjähriger Abwesenheit wieder hierher zurückkehrte, vermisse ich die Soldatenwache am Durlacherthor. Warum ist dieselbe überflüssig geworden? Unser jüngstes Schulhaus, die

Karl-Wilhelm-Schule

hat die Wache übernommen. Fürwahr die beste Wache einer Stadt, ja nicht bloß einer Stadt, sondern jeder staatlichen Ordnung! Denn wer eine gute Schule durchlaufen hat, wird weniger sein Ohr Versüßeren leihen, als andere, denen dieses Glück nicht zuteil wurde.

Ich bin am Schlusse angelangt und möchte nicht verhehlen, daß ich die Anregung zu diesen Ausführungen einem Manne verdanke, der in Karlsruhe allgemein bekannt und geachtet war: meinem Schwiegervater, dem verstorbenen Hauptlehrer Weidert dahier. Kurze Zeit vor seinem Tode äußerte er sich mir einmal gegenüber, daß sich über die Namen der hiesigen Schulhäuser wohl auch etwas reden ließe, gelegentlich der Schlußfeier eines Schuljahres. Sein schnelles, unerwartetes Hinscheiden ließ den Vorsatz, etwas über dieses Thema zu schreiben, nicht zur Ausführung gelangen. — Als ich nun vergangenen Herbst hierher versetzt wurde an den Ort, wo der Verstorbene über 30 Jahre gewirkt hat, und der ihm so teuer war, fühlte ich mich verpflichtet, diese seine letzte Willensäußerung zu erfüllen.

Karlsruhe, 26. März 1895.

G. Schöpfel.

Bücherschau.

Die Elektrizität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung (mit 44 Abbildungen). Für jedermann verständlich kurz dargestellt von Dr. Bernhard Wiesengrund. 2. Auflage 6. bis 10. Tausend. Preis Mk. 1.— (Verlag von H. Bechhold, Frankfurt a. M.).

In kurzer, knapper und klarer Weise ist darin besprochen, was jedermann heutzutage von der Elektrizität wissen muss. Ein Einblick in das Inhaltsverzeichnis belehrt uns über: 1. Grundbegriffe (Elektrischer Strom, Widerstand, Spannung etc.). 2) Elektrisches Mass und Masseinheiten (Volt, Ampère, Ohm). 3. Wirkungen des elektrischen Stroms: Wärmewirkung und elektrisches Licht (Schaltung elektrischer Lampen), Arbeitsleistung des elektrischen Stroms, Physiologische Wirkungen, chemische Wirkungen, Elektromagnetismus und Induktionsströme. 4. Messinstrumente. 5. Dynamomaschine (Stromerzeugung durch Maschinen). 6. Elektromotoren. 7. Elektrische Kraftübertragung. 8. Elektrische Beleuchtung. 9. Elektrische Bahnen und Boote. 10. Verwendung der Elektrizität in der Medizin. 11. Telegraphie, Telephonie und Signalwesen. Das Werkchen (Preis 1 Mark) kann jedermann empfohlen werden.

„Nach fünfundzwanzig Friedensjahren“. So lautet der Titel eines von Fr. Freiherrn von Dincklage geschriebenen Rückblicks auf die Kriegsjahre von 1870/71 in der neuesten Nummer (28) der Zeitschrift „Für Alle Welt“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Berlin W Potsdamerstr. 88). An der Hand von hochkünstlerisch ausgeführten Bildern in Schwarz- und Buntdruck führt uns Verfasser auf die Schlachtfelder Frankreichs; er erklärt uns in fesselnder Weise die Situationen des Georg Bleibtreu'schen Gemäldes „Bei Elsasshausen“, des G. Koch'schen „Auf dem Marsche nach Paris“, der Illustrationen „Bayrische Jäger bei Loigny“ und „Wegnahme von Mitrailleusen bei Parigny l'Évêque“. Die Figuren auf den beiden Th. Rocholl'schen Bildern „Kampf um die Standarte der französischen 7. Kürassiere bei Vionville“ und „Nichts vom Feinde“ erhalten Leben für den Beschauer, und die fürchterlich wilden Kampfszenen bei Amanvillers und auf der Hochfläche von Elsasshausen am 6. August werden dem Verständniss näher gerückt. Den Glanzpunkt dieser Kriegsjubiläumnummer von „Für Alle Welt“ bildet das grosse Dioramagemälde von Anton von Werner „Die Kapitulationsverhandlungen von Donchéry“. Alle Personen darauf sind durchaus porträtähnlich, Bismarck, Moltke, deren Begleiter und die französischen Generale treten sprechend aus dem Bilde heraus, und die Gruppierung ist eine so meisterhafte, wie man sie eben nur von einem Anton von Werner verlangen kann. Ausserdem enthält dieses Heft von „Für Alle Welt“ noch eine Reihe grosser Bilder, bringt neben den beiden Romanen „ecce ego — Erst komme ich“ von Ernst von Wolzogen und „Der Fremde“ von Robert Kohlrausch, eine Novелlette von Olga Wohlbrück, eine illustrierte Besprechung der Jungfraubahn und viele andere interessante Artikel, so dass jeder Geschmacksrichtung in diesem Hefte gedient ist.

Aus dem Verlage der Aktiengesellschaft Konfordia in Bühl empfehlen wir:

Praktisches Rechenbüchlein für Volksschulen

von

Albert Meitzer

Reallehrer.

| | 1. | 2. | 3. | 4. Heft |
|-------|-------------|--------------|------------------------|-------------------------|
| | I. | II. | III. | IV. 3. Aufl. Schuljahr. |
| Preis | 16 S. | 14 S. | 18 S. | 16 S. |
| | 5. | 6. | 7. | |
| | V. 3. Aufl. | VI. 3. Aufl. | VII. u. VIII. 4. Aufl. | Schuljahr. |
| Preis | 18 S. | 25 S. | 30 S. | |

8. Heft, Kopfrechnungen, Wiederholungsaufgaben, Allegations-, Ketten- und Zinses-Zins-Rechnungen, für Oberklassen und Fortbildungsschulen Preis 30 S.

9. Heft, geometrische Aufgaben. 3. verb. Aufl. Preis 18 S.
Geometriebüchlein für die Hand des Lehrers, nebst
Aufsübungen zu Heft 9. 2. verbesserte Aufl. „ 50 S.

Badische Zeichenhefte

a. mit ausgezogenem Netz } 3 Bogen stark, à 12 S.
b. mit Punktnetz }

Druck und Verlag der Aktiengesellschaft Konfordia in Bühl (Direktor G. Dühmig).